

Der Bund

BERN

«Von einer gefällten Tanne nutzten wir alles»

Von Hans Peter Roth. Aktualisiert am 06.06.2011

Stirbt das alte Wissen über die Waldnutzung zur Selbstversorgung aus? Ein Autorenteam hat sich auf Spurensuche gemacht. Das neue Buch «Hüeterbueb und Heitisträhl» fördert Erstaunliches zutage.



Rosalie und Max Habegger kennen die Schätze des Waldes.
(Adrian Moser)

«Hüeterbueb und Heitisträhl»

«Schlafen im Stroh» – wer käme beim Gedanken an solche Alphüttenromantik auf die Idee, dass

Rosalie und Max Habegger aus dem emmentalischen Fankhausgraben sind zwei von sechzig Zeitzeugen, deren Erfahrungswissen im soeben erschienenen Buch «Hüeterbueb und Heitisträhl» (Verlag Haupt, Bern, 2011) dokumentiert ist.

In mehrjähriger Arbeit haben Forscher der Eidgenössischen Forschungsanstalt für Wald, Schnee und Landschaft (WSL) und des Historischen Instituts der Universität Bern das alte Wissen um traditionelle Formen der Waldnutzung akribisch zusammengetragen und schriftlich festgehalten. Passend zum UNO-Jahr des Waldes sind nun das Buch sowie ein gleichnamiger Dokumentarfilm herausgekommen.

Mit erstaunlichen Erkenntnissen: Bis vor wenigen Jahrzehnten war der Wald ein Ort, wo das Vieh Futter und der Mensch neben Holz auch Nahrung, Wirk- und Werkstoffe fand. Zurzeit sind die Dokumentarfilme «Hüeterbueb und Heitisträhl» und «Von Menschen, Bäumen und Werkzeugen» täglich im Forstmuseum des Freilichtmuseums Ballenberg zu sehen.

Siehe auch www.wsl.ch

Sattelschlepper aus Frankreich die Strohballen fürs nostalgische Schlaflager auf die Alp gekarrt haben. Max Habegger muss lachen. «Dass es einmal so etwas gibt, hätte ich mir nicht vorstellen können . . .» Dabei ist klar: Stroh gab es auf den Alpweiden nie. Es fällt nur da an, wo Getreide wächst. «Auch bei uns im Emmental hatten wir zu wenig Stroh», sagt der Bauer aus dem Fankhausgraben. «Vielleicht hatte man schon ein paar Aren «Gwächs» (Getreide) zur Selbstversorgung mit Brot. Aber das reichte nicht aus, um den Tieren im Stall über den ganzen Winter einzustreuen.»

Noch weit über die Mitte des 20. Jahrhunderts hinaus waren viele Landwirte im Emmental, Berner Oberland und Jura darauf angewiesen, ihre Kühe auf anderes als Stroh zu betten. «Man musste nehmen, was es hatte», sagt der 67-Jährige. «Chrisäscht» (feine Tannenzweige) und Laub dienten dem Vieh als Unterlage. So hiess es an schönen Herbsttagen am Abend, nach der Schule oder in den Ferien «loube, loube, loube», erinnert sich Habegger. Laub sammelte man in grossen Tüchern, hergestellt aus vier aufgeschnittenen und dann zusammengenähten Jutesäcken, in denen ursprünglich Rübenschnitzel gekauft worden waren.

«Chris» und «Wedele»

Ahorn-, Eschen-, Linden-, Hasel- oder Erlenlaub war als Einstreu beliebt. «Mehrheitlich wählten wir Ahornbäume am Wegrand, wo das Laub schön auf den Weg herunterfiel, oder auch vom Waldrand», sagt der rüstige Landwirt. «Das auf der Bühne oder im Schopf gelagerte Laub reichte bis Weihnachten oder manchmal noch den ganzen Januar und Februar.» In einigen Gebieten der Schweiz wurden ganze Wälder durchgereicht, sodass es daselbst «geputzt wie in einer Stube» aussah: So zitieren Martin Stuber und Matthias Bürgi einen Zeitzeugen aus der Ostschweiz. Ihr soeben erschienenen Buch «Hüeterbueb und Heitisträhl» (siehe Kasten) enthält Gespräche mit Zeitzeugen aus verschiedenen Regionen der Schweiz. Damit wollen die beiden Autoren die traditionellen Formen der Waldnutzung in der Schweiz von 1800 bis 2000 erfassen.

Im Wald blieb nichts liegen

Dabei haben sie eine Vielzahl erstaunlicher Erkenntnisse zusammengetragen. So sahen Förster

das Laubrechen im Wald früher ungern, wegen des Nährstoffentzugs. Doch «magere» Waldböden boten angepassten Pflanzengemeinschaften neuen Lebensraum und waren ökologisch sehr vielseitig, ähnlich wie Magerwiesen.

Denn bis in die 1950er-Jahre blieb im Wald nichts liegen. «Von einer gefällten Tanne nutzten wir alles», erinnert sich Max Habegger: «Der Stamm lieferte Bauholz oder bei besonders gutem Wuchs auch Schindelholz zum Dachdecken. Die Rinde ging in die Gerberei, das <Chris> nebst dem Laub als Einstreu in den Stall, und aus den Tannästen machten wir <Wedele> (Reiswellen).» Laut den Zeitzeugen aus dem Fankhausgraben gehörten diese Brennholzbündel sowohl zum Eigengebrauch als auch für den Verkauf zu den wichtigsten Waldprodukten. Solche Nutzungsformen hinterliessen Lichtungen im Wald, mit positivem Effekt auf Fauna und Flora. Rosalie Habegger, Max Habeggers Frau, rühmt die guten Standorte zum Sammeln von Kräutern und Beeren, «als noch die Waldlichtungen gewesen sind. Später sind die halt aufgewachsen, und so ist mancher Beerenplatz eingegangen.» Je nach Jahreszeit waren es wilde Erdbeeren, «Heubeeri» (Heidelbeeren), «Brameli» (Brombeeren) oder «Himpi» (Himbeeren).

Wandel im Wald

Die Beeren dienten dem Eigengebrauch und allenfalls für den lokalen oder regionalen Tauschhandel, wie auch die Pilze. «<Schwümmele> bin ich gerne gegangen – mit dem Bruder zusammen, manchmal auch mit dem Vater.» Fanden sie grössere Mengen der Eierschwämme oder Steinpilze, brachte man sie in den Verkaufsladen vor Ort. «Dafür haben wir dann vielleicht einen Schachtelkäse bekommen», sagt die 63-Jährige und lacht. «Oder auch ein Gläschen Kaffee.»

Die Eltern von drei erwachsenen Kindern sind sich einig, dass in den letzten 50 Jahren ein «unglaublicher Wandel» stattgefunden hat: «Für uns war es in der Jugend unvorstellbar, was da noch alles an technischen Neuerungen und Änderungen auf uns zukommen würde», sagt Rosalie Habegger, und ihr Mann nickt. Das habe seine guten und seine schlechten Seiten, meint das Ehepaar, dessen Familie unweit von Trub rund 36 Hektaren Wald und 48 Hektaren Feld- und Weideland besitzt. Doch für beide ist klar: Solange sie noch können, werden sie weiter «loube» als Einstreu fürs Vieh und im Wald Kräuter, Beeren oder Pilze sammeln. Traditionelle Formen der Waldnutzung, die vielerorts schon längst verschwunden sind. (Der Bund)

Erstellt: 06.06.2011, 08:47 Uhr

Empfehlen

Eine Empfehlung. [Registrieren](#), um die Empfehlungen deiner Freunde sehen zu können.

